

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 20

Artikel: Die Welt von gestern
Autor: Philemon
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dachte. Er ist eben ein Nasentier, empfängt die stärksten Eindrücke durch den Geruch. Wäre dort ein Hase gegessen oder wirklich nur eine Katze, wäre der Wind von ihr zu ihm gegangen, dann hätte sich der Hund ganz anders verhalten. Er hätte sofort gewusst, was da los ist, wäre niemals wild drauflosgestürmt. Zuerst hätte er, den rechten Vorderlauf erhoben und leicht an den Körper gezogen, intensiv die Witterung aufgenommen, dann aber hätte er sich langsam etwas ins Gras geduckt, an denn Gegestand seiner Aufmerksamkeit herangepircht, um schliesslich mit einem Sprung auf Has oder Katze loszustürzen — die jedoch vorher wohlweislich das Weite gesucht hätten. Denn auch sie haben ihre Sinne, die ihnen das Nahen des Feindes übermitteln.

Robi hat seine Untersuchung beendet, den Briefkasten geleert. Und nun gibt er seinerseits an alle Bekannten Nachricht. Er hebt das Bein . . . und so

weiter. Auch der Fuchs macht es so, hat seine verschiedenen Poststellen. Von meiner Berghütte aus habe ich monatelang immer wieder einen Fuchsrüden beobachtet, der über das Moor herangeschnürt kam und jedesmal an einer bestimmten Stelle, einem Krummholzstrauch, nässte. Niemals an einem Platz knapp daneben. Er hielt seiner Poststation die Treue genau wie Robi, der nun Botschaft hinterlassen hat: ich war da. Und wenn's der Gerberhund merkt, dann soll er sich nur sagen, dass die Trine des Nachbarn nicht für ihn auf der Welt ist. Widrigenfalls — man wird ja sehen, wer der Stärkere ist.

Wir treten ins Haus, Robi rollt sich zufrieden auf seinem Lager zurecht. Er hat seine Zeitung gelesen, die ihm die Post gebracht hat . . . Zeitung und Post auf Hundearbeit, aber deshalb nicht weniger verständlich und klar als das, was wir Menschen schwarz auf weiss gedruckt lesen.

Die Welt von gestern

Von Philemon

In unserer Stadt gab es bis vor kurzem ein Restaurant, das mich in seiner charmanten Altertümlichkeit ein wenig an ein Wiener Kaffee erinnerte. Bis es dann, leider, der zeitgemässen Renovation unterzogen wurde. Auch in Wien entschwinden ja immer mehr jene gemütlichen Gaststätten, wo die alten Stammgäste, in Gehaben und Kleidung unentwegt kaiserlich-königliche Tradition wachhaltend, an runden Tischchen sitzen und hinter ihren in hölzerne Rahmen gespannten Zeitungen einer endgültig verklungenen Epoche nachsinnen. Ich habe vor einigen Jahren ein solches Lokal besucht, das sich als «echtes Wiener Kaffeehaus» ausgab. Es gab dort fast mehr schwarz befrackte Diener als Bediente. Und die wenigen Gäste, denen die ergebenen Kellner jeden Wunsch vom Gesicht ablasen, wirkten verstaubt und fast gespensterhaft in einer total veränderten Welt.

Ein würdevoller Zeuge jener «Welt von gestern» (so heisst der Titel eines der letzten Werke Stefan Zweigs) war der ewig freundliche Kellner Leopold, der dienstfertige Geist jenes Lokals in unserer Stadt, von dem eingangs die Rede war. Wie wienerisch klang doch schon sein Name. Als ob Leopold die Renovation der Gaststätte, die er als Entweihung empfinden musste, nicht hätte überleben wol-

len — so ging er dahin und mit ihm der letzte Rest wienerischer Gemütlichkeit. Je mehr Arbeit, desto freundlicher — war die Devise des alten Leopold. Wenn viele Gäste gleichzeitig seine Dienste in Anspruch nahmen, fühlte er sich so recht in seinem Element. Dann lächelte er über sein ganzes ovales, immer bis zu den letzten spärlichen Haaren hinauf gerötetes Gesicht. Statt nervös und unwirsch zu werden, murmelte er im Laufen immer nur sein vertrautes «Komm schon, komm schon». Er kannte jeden und jeder kannte ihn. Er wusste über Lieblingsgetränke und Lieblingslektüre seiner Gäste genauestens Bescheid. Zeitlebens von lauter redenden und fordernden Menschen umgeben, war er doch ganz allein, als in der Nacht vor der feierlichen Eröffnung des renovierten Lokals jener Gast eintraf, der ihm die Bürde der unermüdlichen Dienstfertigkeit mit sanfter Hand abnahm. Ob der Tod als ungebetener Gast in seine einsame Mansardenwohnung trat? Ich glaube es nicht, für Leopold gab es nie einen ungebetenen Gast.

Niemand konnte sich bei der Eröffnungsfeier des Lebens freuen, als die Kunde von Leopolds plötzlichem Tod eintraf. Nur ein paar Gäste, die den modernen Geist des renovierten Lokals verkörperten, machten mit. Der Wirtin hinter der Theke

stand die Traurigkeit ins Gesicht geschrieben. Einen Presseberichterstatter bewog dies zur Feststellung: «Man kann nicht behaupten, dass die Gastwirtin eine ausgesprochene Frohnatur wäre.» Dem Spötter sei verziehen. Ihm war ja Leopold kein Begriff, dessen Name schwarzumrandert in der gleichen Zeitung stand, in welcher der zitierte Bericht über die erneuerte Gaststätte veröffentlicht wurde.

«Warum ist das auch so schnell gegangen?» fragte ich die Wirtin, als sich die zur Eröffnungsfeier geladenen Gäste wieder entfernt hatten und die rauchgeschwängerte Luft und die aufgetürmten Gläser gleichsam nach dem dienstfertigen Geist Leopolds riefen. «Er muss ganz plötzlich vom Schlag getroffen worden sein», sagte sie und bemühte sich nun nicht mehr, ihren Schmerz krampfhaft zu verbergen. «Er hat mir zwar einen etwas zerfahrenen und müden Eindruck gemacht, als er

gestern wegging. Mit einer unbeholfenen Geste winkte er zurück, als ob er den Lauf der Zeit noch aufhalten könnte. Weil das nicht in seiner Macht stand, ist er wohl heute morgen, zum ersten- und letztenmal seit vielen Jahren, nicht erschienen.»

Als Leopold zu Grabe getragen wurde, schritten hinter seinem Sarge viele Gäste des Lokals, in dem der schwarzbefrackte Kellner mit dem ewig freundlichen, stets ein wenig geröteten Gesicht die «Welt von gestern» treu und mit Würde repräsentiert hatte. Und als wir uns dann im renovierten Lokal, dem Leopold in letzter Stunde entflohen war, zu einem kleinen Imbiss zusammenfanden, da war es, als sei sein vertrautes «Komm schon, komm schon» immer noch zu vernehmen. Manch ernst-heitere Anekdote aus dem Leben Leopolds wurde erzählt. Dass die Stimmung im Lokal froh und weiter war, entsprach sicher nur dem letzten Willen des Verstorbenen.

Der Garten-Narr

Von Ernst Kappeler

Sicherlich gibt es verschiedene Sorten von Narren: Narren der Dummheit, Narren der Liebe, Narren des Geldes, Narren der Eitelkeit; die Gartennarren aber habe ich bis vor kurzem nicht dem Menschengeschlecht, sondern dem Pflanzenreich zugeteilt, standen sie doch schon in meinem ersten Schulmeistergarten, draussen am Fluss, in Gestalt von schief missratenen Kohlköpfen in meinen eigenen Beeten. Es waren jene trügerischen Gebilde, welche im Frühling noch saftige Blätter trieben, dann aber plötzlich ihre Herztätigkeit einstellten und im Boden, knapp über der Wurzel, zähe, dickkropfige Häuse auftrieben, in denen weisse Würmer sassen.

Das waren die Gartennarren. Rettungslose, dem Kropfdasein verfallene, ebenso grossblättrige wie herzlose Kohlgebilde, die im Herbst, infolge Verbrennungsgefahr, nicht einmal für den Mist tauglich waren, so dass sämtliche Gartenbücher ihre sofortige und völlige Verbrennung befürworteten.

Es ist deshalb wohl begreiflich, dass ich im ersten Augenblick nicht sonderlich entzückt war, als mir mein kleiner Bub die schmerzliche Erinnerung an diese verfehlten Kohlgebilde wachrief, indem er eines Abends aus der Nachbarschaft nach Hause brachte, jemand habe zu ihm gesagt, sein Vater sei ein richtiger Gartennarr.

Die kropfhälsige Bruderschaft, der ich beige-sellt wurde, versetzte mich nicht in die beste Stimmung, und der Blick, den ich den Nachbarhäusern zusandte, war keineswegs liebenswürdig. Es dauerte einige Augenblicke, bis ich mir sagen musste, dass da irgend etwas nicht stimmen könne, da ja jene Gartennarren erst im Herbst gültig zu erkennen seien, wir aber nur im Frühling stünden, und es werde deshalb wohl eine andere Narretei mit mir gemeint sein, als die eines missratenen Kohlkopfes. Und da erkannte ich denn auch auf einmal, wie eine ferne Vermutung für etwas ganz Naheliegendes hatte einspringen müssen, das mir nun gar nicht mehr erstaunlich, ja nicht einmal mehr beleidigend erschien, sondern völlig gerecht und meinem jetzigen Zustand angemessen.

Natürlich war ich ein Gartennarr!

Ich stehe ja seit Wochen jeden Morgen seinetwegen eine Stunde früher auf und suche im Mond-schein noch nach jungen Trieben, die mir das Erwachen einer neuen Pflanze verraten könnten. Selbst mein Mittagessen kann ich nicht mehr in Ruhe geniessen und bin am Nachmittag in meiner Schule ein wahrer Bösewicht, wenn mich ein Besuch oder ein Telephon über die Mittagszeit daran hinderte, noch eine Stunde zwischen den Beeten suchend auf und ab zu gehen.